



Lot nr.: L253448

Land/Typ: Rest der welt

Welt Sammlung, mit 18 numismatischen Briefe mit Münzen sowie weiteren Sonderausgaben, im Album.

Preis: 35 eur

[Gehen Sie auf die viel auf www.briefmarken-liste.com]

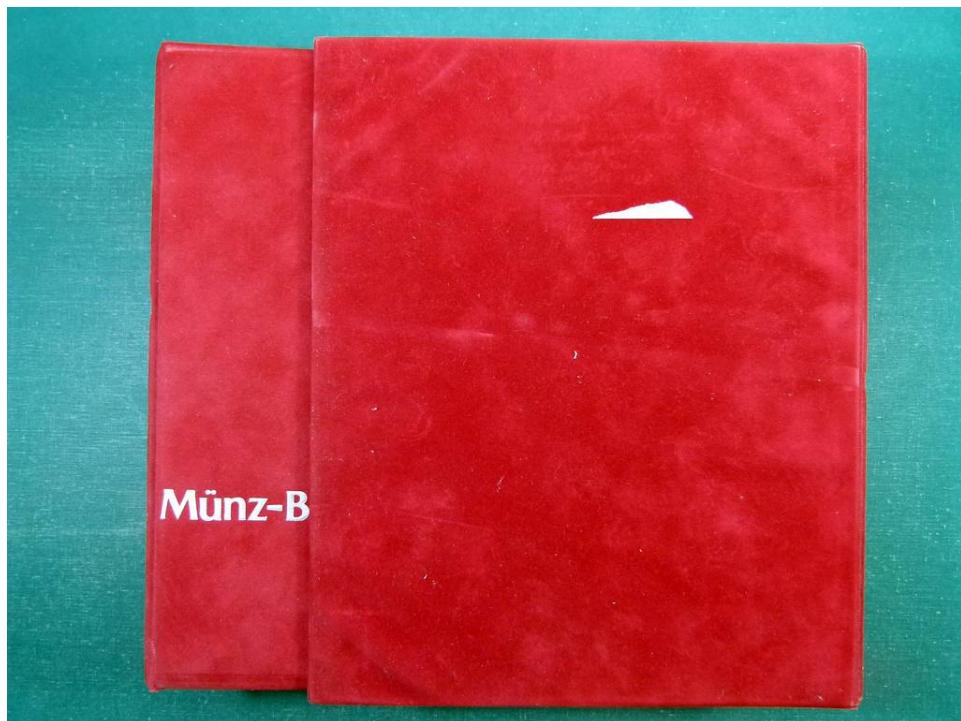




Foto nr.: 2



Keines der Sieben Weltwunder hat die Phantasie der Menschen so stark beschäftigt wie die Hängenden Gärten von Babylon. Es gibt keine zeitgenössischen Berichte, in denen sie beschrieben werden. Aus mündlichen Überlieferungen entstand die Legende von einem Pardies in der Wüste.

Ein römischer Dichter besuchte die Gärten lange nach dem Untergang des Babylonischen Reiches. Er beschrieb sie als eine Reihe von gewölbten Terrassen, die wie bei einer Pyramide aufeinandergetürmt waren und von einer 7,6 Meter dicken Mauer begrenzt wurden. Jede Terrasse enthielt genügend Erde, daß Bäume auf ihr wachsen konnten. Über die Wände

der Terrassen ergossen sich die Triebe exotischer Pflanzen. Zypressen und Palmen spendeten Schatten, und die Luft war schwer von Blütenduft. Um die Gärten zu bewässern, wurde das Wasser aus dem nicht weit entfernten Fluß Euphrat durch unterirdische Rohrleitungen auf die Terrassen gepumpt.

Die Stadt Babylon lag an den Ufern des Euphrat im fruchtbaren Land Mesopotamien, des heutigen Irak. Sie war – neben den Hängenden Gärten – berühmt auch wegen ihrer unüberwindlichen Stadtmauern, die von vielen Menschen ebenfalls als Weltwunder angesehen wurden. Dabei handelte es sich um eine doppelte Mauer aus Lehmziegeln, durch die acht Tore in die Stadt führten. Zwischen den beiden Mauern verlief eine erhöhte Straße, die so breit war, daß ein vierspanniger Streitwagen darauf fahren konnte.

Babylon war eine der reichsten Städte des Altertums, ein Zentrum der Gelehrsamkeit und des Handels. Sie wurde von Kaufleuten aus vielen Ländern aufgesucht, die mit exotischen Gewürzen und anderen damals wertvollen Waren handelten. Den Höhepunkt ihrer Macht erreichte die Stadt unter König Nebukadnezar II., der von 605 bis 562 v. Chr. regierte. Diese glanzvolle Zeit war jedoch

nicht von langer Dauer. 539 v. Chr. eroberten die Perser die Stadt, und Babylon verlor seine Unabhängigkeit. Im Laufe der Jahre verließen die Menschen die Stadt. Um das Jahr 200 n. Chr. war sie menschenleer und verödet.

Etwa um das Jahr 900 v. Chr. war auch Babylon unter assyrische Oberhoheit geraten, gegen welche jahrhundertelang alle Aufstandsversuche mißlangen. Als es jedoch Ägypten unter seinem König Psammetich um 650 v. Chr. gelang, die assyrische Fremdherrschaft abzuschütteln, war dies für die Meder, ein rauhes und kriegerisches Reitervolk im Iran, das fünfhundert Jahre von den Assyriern geknechtet worden war, das Zeichen, sich mit den Chaldäern, einem semitischen Volk in Südmesopotamien, zu verbünden, um gemeinsam das Joch der Assyri zu zerbrechen. Die Rache der geknechteten Völker war gnadenlos: Nicht nur die Städte Assur und Ninive fielen, keine Stadt Assyriens blieb unzerstört. Grausame Gemetzel roteten ihre Bewohner aus. Mesopotamien veränderte völlig sein politisches Gesicht. Im Norden entstand ein Medisches Reich, das fast bis an die Grenzen Indiens reichte, und im Süden wurde das Zweite Babylonische Reich mit Babylon als Hauptstadt errichtet, das noch einmal ganz



Foto nr.: 3





Foto nr.: 4



Weltwunder der Antike

Der Koloß von Rhodos

Einige der größten Bildhauer und Architekten aller Zeiten lebten im Griechenland der klassischen Antike. Es war deshalb nur natürlich, daß die Griechen alle bedeutenden Bau- und Kunstwerke ihrer Zeit akribisch auflisteten. Aus dieser Aufstellung erkoren sie die Sieben Weltwunder der Antike.

Diese Aufstellung gab nicht nur einen Überblick über die hervorragenden Werke, sondern diente auch als Reiseführer zu den wichtigsten Sehenswürdigkeiten im östlichen Mittelmeerraum. Warum die Griechen aber nur sieben davon zu den «Weltwundern» rechneten? Die Zahl Sieben hatte von alters her eine magische Bedeutung. Zu den vielen Beispielen in

volkstümlichen Bräuchen, in der Natur und in der Religion gehören die sieben Schöpfungstage, die sieben Todstunden, die sieben Sakramente, die sieben fetten und die sieben mageren Jahre, die von den griechischen Astronomen anerkannten sieben Planeten – einschließlich Sonne und Mond – und sprichwörtliche Begriffe wie die sieben Weltmeere.

Eine erste Zusammenstellung der Weltwunder wurde im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt erstellt. Erstmals erwähnt wurde sie in einem Gedicht, das etwa hundert Jahre später von Antipater von Sidon geschrieben wurde, der in Alexandria lebte. Als die Sieben Weltwunder wurden angeführt: die ägyptischen Pyramiden, die hängenden Gärten der Semiramis, der Tempel der Artemis in Ephesus, das Kultbild des Zeus von Olympia, das Mausoleum zu Halikarnassos, der Koloß von Rhodos und der Leuchtturm der ehemaligen Insel Pharos bei Alexandria. Eine zweite Aufstellung, die Philon von Byzanz im zweiten Jahrhundert v. Chr. machte, entsprach der Liste Antipaters, nur daß Philon anstelle des Leuchtturms von Pharos die Mauern von Babylon nannte. Die Aufstellungen spiegeln die ästhetischen Wertvorstellungen der Griechen und ihre Bewunderung für technische Leistungen

wieder, obwohl bezeichnenderweise nur eines der Wunder, der Leuchtturm von Pharos, einen praktischen Zweck erfüllte. Vor allem die gewaltige Größe der Wunderwerke beeindruckte die Griechen.

Die ersten Zusammenstellungen der Weltwunder regten spätere Generationen an, in ähnlicher Weise berühmte Bau- und Kunstwerke hervorzuheben. Im Mittelalter zählte man das Kolosseum in Rom, die Katakomben von Alexandria, die bronzezeitliche Megalithanlage von Stonehenge, die Chinesische Mauer, den Porzellanturm von Nanking, die Hagia Sophia in Istanbul und den Schiefen Turm von Pisa zu den größten Werken der Menschheit. Bei modernen Aufstellungen wird in der Regel mehr Wert auf den Nutzen eines «Weltwunders» gelegt. So beurteilt man heute große Kanäle, Staudämme, Brücken und auch wissenschaftliche Errungenchaften als die bedeutendsten Meisterleistungen unserer Zeit. Außerdem gibt es eine Zusammenstellung von Naturwundern, die von der Erkenntnis zeugen, dass die Natur Werke geschaffen hat, welche die Leistungen des Menschen weit in den Schatten stellen.

Auf der reichen griechischen Insel Rhodos soll es einem zeitgenössischen Schriftsteller zufolge in der Antike dreitausend



Foto nr.: 5

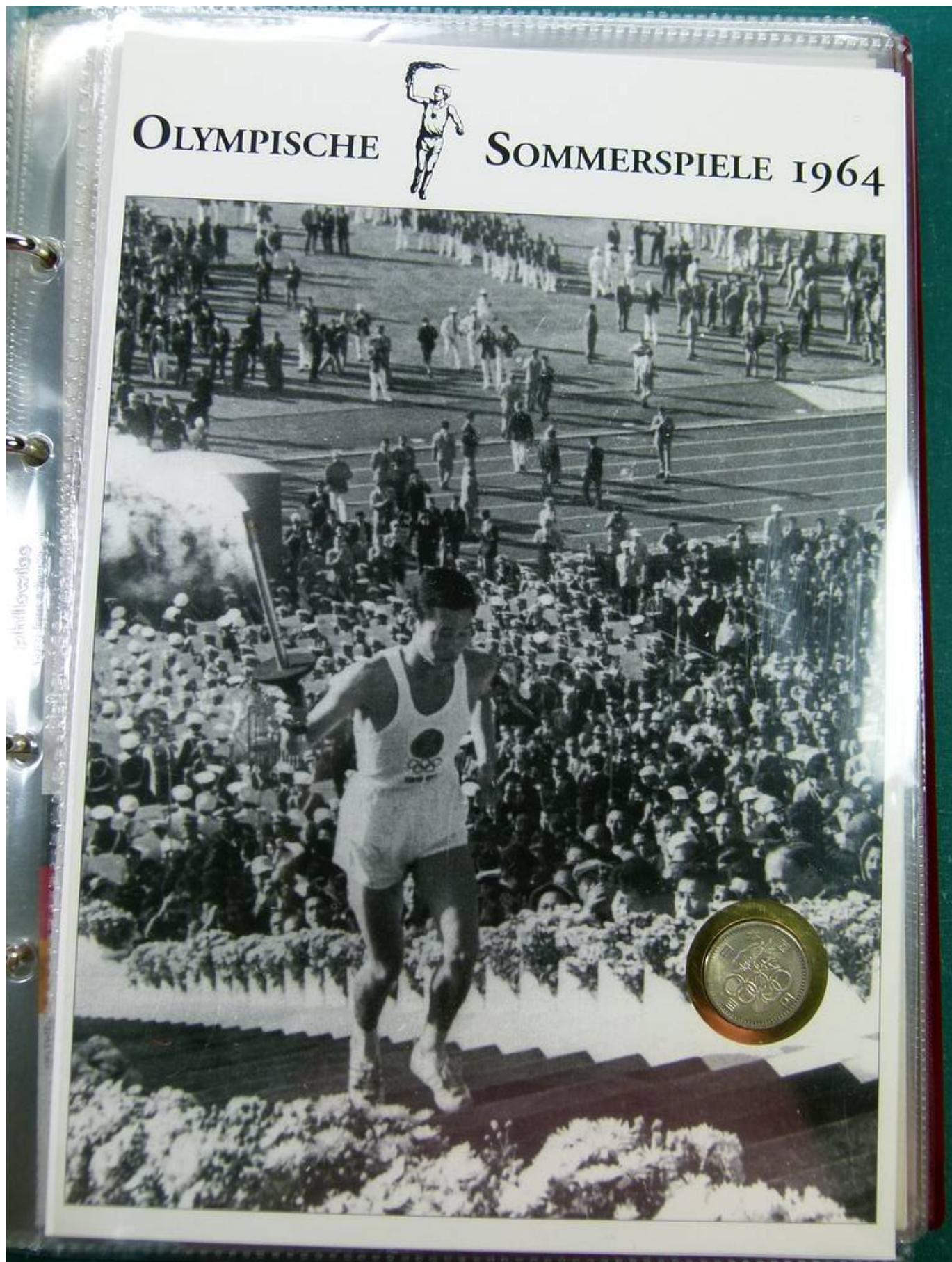




Foto nr.: 6

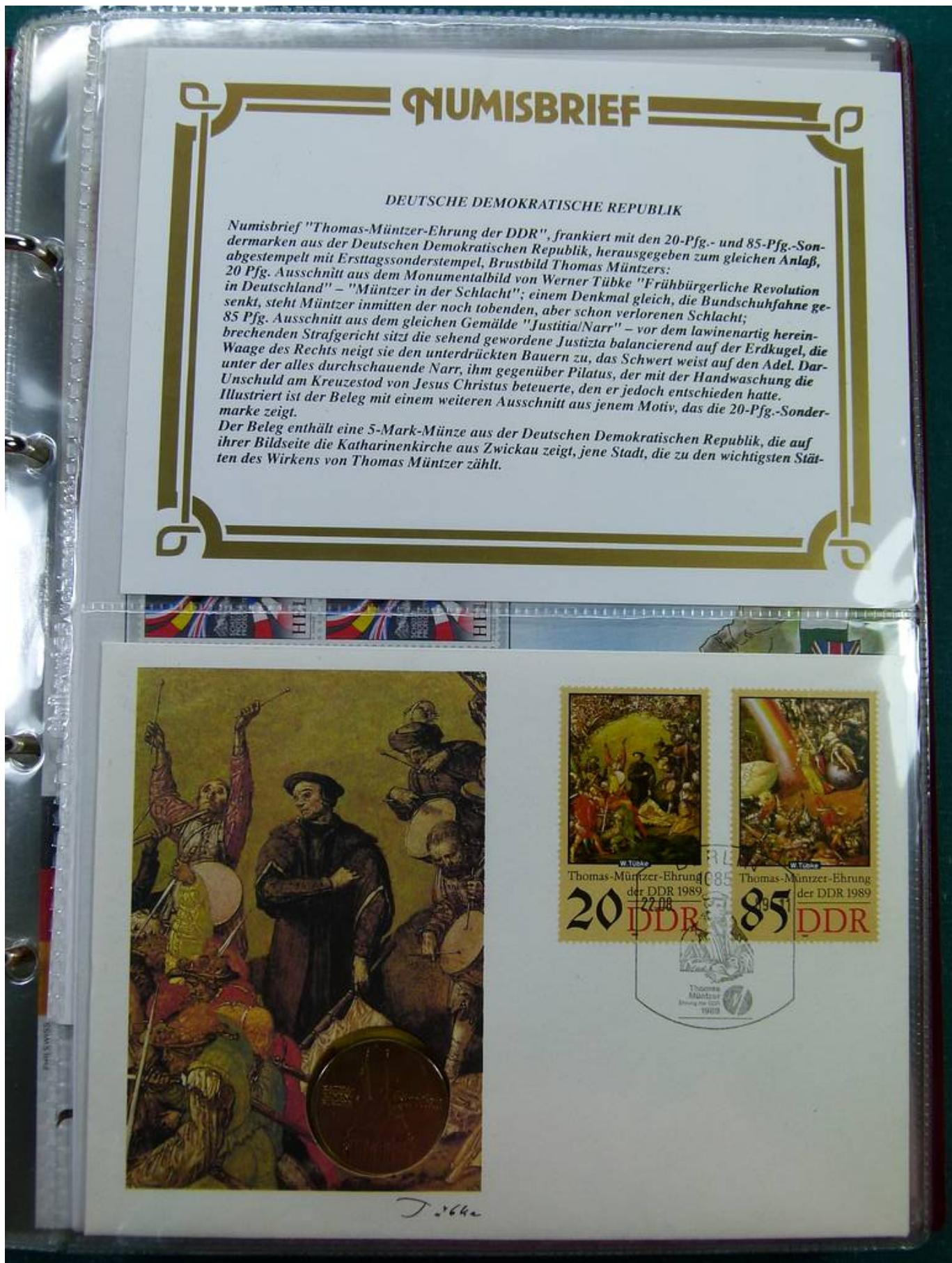




Foto nr.: 7





Foto nr.: 8



Das Gesamtbild Berlins aus früherer Zeit umfasst im wesentlichen vier Komponenten: einen Fluß, eine Insel, ein Bauwerk und eine Straße. Geographisch gehört diese Gegend dem Raum zwischen Elbe und Oder an, und historisch stellt sie sich als Handelsweg zwischen der Provinz Schlesien im Südosten und der Mark Brandenburg im Nordwesten dar.

Zwei Städte gründeten die Markgrafen Johann I. und Otto III., Brüder aus dem Hause der Askanier: »Berlin« (am rechten Ufer der Spree) und »Cölln« (auf einer Insel

gelegen). Vorangegangen waren an beiden Stellen kleinere Handelsniederlassungen, die schon seit dem späten zwölften Jahrhundert besiedelt waren.

Um 1250 waren die Askanier in den Besitz des Barnim und des Teltow gelangt. Diese Zeitepoche wird als Gründungszeit der beiden Städte genannt. Die älteste urkundliche Erwähnung von Cölln stammt aus dem Jahre 1237, jene von Berlin aus dem Jahre 1244. Der älteste Plan Berlins trägt die Jahreszahl 1648 und zeigt den Grundriß der beiden Städte Berlin und Cölln sowie den Fluß mit seinen Windungen und der langgestreckten, schmalen Insel. Das oben genannte Bauwerk (das Kurfürstliche Schloß, ein ausgedehnter Komplex am nördlichen Rand des bebauten Areals von Cölln) war Maßstab, nach dem sich jede zukünftige Planung Berlins auszurichten hatte. Und geplant und gebaut wurde in Berlin! Zunächst an den Stadtwällen, die der ständigen Vergrößerung Berlins im Wege waren. Eine neue, mit Wall und Graben umschlossene Vorstadt, zuweilen schlicht Neustadt genannt, erhielt später den Namen nach Dorothea, der zweiten Gemahlin Friedrich Wilhelms. Anders als Berlin und Cölln, mit den vielen Gassen und Winkeln, wurde Doro-

theenstadt von Grund auf geplant. Der schnurgerade Verlauf ihrer Straßenachsen bestimmte, wie hier zu bauen war: nach strengem System, mit bestimmenden Achsen und der uniformen Blockbebauung von der absoluten Autorität ihrer königlichen Bauherren zeugend. »Der Kerl hat Geld, soll bauen«, vermerkte Friedrich Wilhelm kurz und bündig auf einer Eingabe und setzte mit Hilfe eines königlichen Dekrets vermögende Anwohner unter den Druck, sich in Berlin niederzulassen.

Ihre Eindrücke vom Berlin des Jahres 1804 schrieb Madame de Staél nieder: »Berlin ist eine große Stadt mit sehr breiten, völlig geraden Straßen, das Ganze regelmäßig angelegt; doch da es erst vor nicht langer Zeit neu erbaut worden ist, findet man nichts von den Spuren der Vergangenheit ... Berlin, eine ganz und gar moderne Stadt, hinterläßt keinen bleibenden Eindruck, so schön es auch ist; es läßt nichts von den Zeugnissen der Geschichte des Landes oder von der Art seiner Bürger erkennen ...«

Erst nach dem Tod Friedrichs II. (Friedrich der Große) veränderte sich Berlin allmählich in eine Hauptstadt mit geistigem und gesellschaftlichem Leben. Nach dem Sieg über Napoleon gaben Männer



Foto nr.: 9

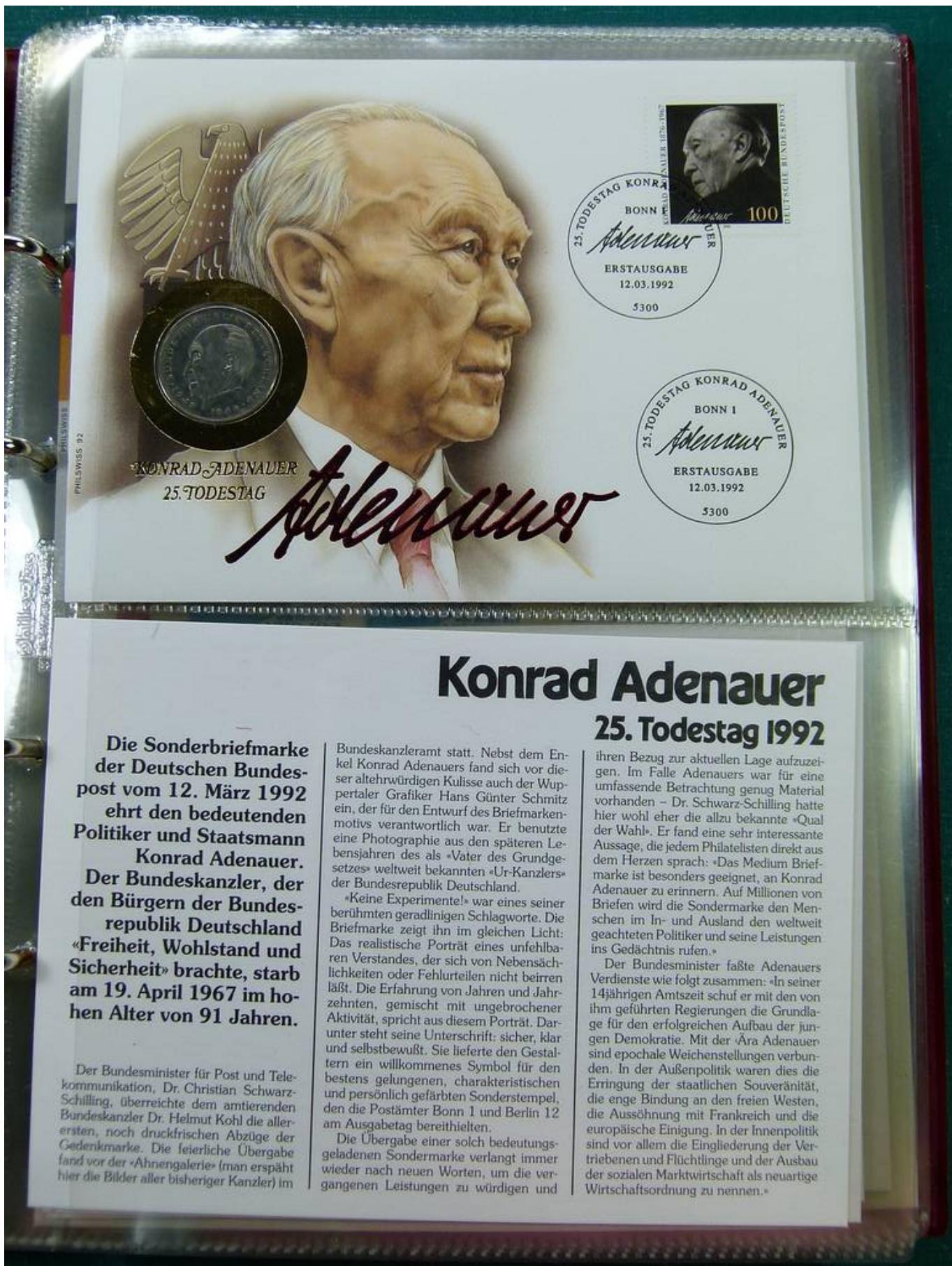




Foto nr.: 10



Pro-Sport-Marke 1992

Am 20. Februar 1985 stimmte der Schweizerische Bundesrat einer Änderung der «Verordnung über die Ausgabe von Sonderpostmarken durch die PTT-Betriebe» zu. Damit wurden die Voraussetzungen zur Herausgabe von Pro-Sport-Zuschlagsmarken in gewissen zeitlichen Abständen geschaffen.

So erschien am 11. Februar 1986 die erste schweizerische Pro-Sport-Marke. Ihr folgte am 25. August 1989 die zweite, und nun liegt bereits die dritte Ausgabe vor. Sie wurde von dem am 30. August 1991 verstorbenen Schweizer Künstler Jean Tinguely geschaffen und zeigt ein unvollendetes Werk aus dem Nachlaß, das

ein Zusammenspiel verschiedener Elemente aus zahlreichen Sportarten darstellt und so die Vielfalt sportlicher Betätigungen dokumentiert.

Die Idee, Zuschläge auf Briefmarken zugunsten sportlicher Hoffnungsträger zu verwenden, wurde im deutschsprachigen Raum erstmals 1978 von der Deutschen Bundespost in die Tat umgesetzt. Damals wurden gemäß Empfehlung der «Stiftung Deutsche Sporthilfe» die ersten Briefmarken «Für den Sport» verausgabt.

In der Schweiz nahm die Realisierung dieses Anliegens entschieden mehr Zeit in Anspruch. So mußte die bestehende «Stiftung Schweizer Sporthilfe» für ihren Wunsch viele Jahre lang kämpfen, bevor er schließlich in Erfüllung ging und die erste Pro-Sport-Marke mit Zuschlag erscheinen konnte.

Den Philatelisten ist Jean Tinguely als Briefmarkengestalter noch in bester Erinnerung, schuf er doch 1988 die Gemeinschaftsausgabe Schweiz/Frankreich, die später zur schönsten Briefmarke des Jahres gewählt wurde. Mit Tinguely verlor die Schweiz einen ihrer bedeutendsten und populärsten bildenden Künstler. Er war eine schillernde Figur – originell und liebenswürdig, versponnen und spontan,

erfolgreich, charmant und großzügig. Er ließ sich nicht einordnen, verstand sich mit den einfachen Leuten ebenso gut wie mit Prominenten und Intellektuellen. Zeit seines Lebens erhielt er sich viel künstlerische Narrenfreiheit. Ein blauer Automechaniker-Overall war sein Markenzeichen. Er selbst war schon zu Lebzeiten ein Mythos, Exportartikel Nummer eins in Sachen Kultur. Als erster lebender Schweizer war er mit einer großen Ausstellung in Moskau zu Gast. Er liebte schnelle Boliden, Auto- und Motorradrennen, war sein Leben lang von der Bewegung fasziniert. Er reiste viel, flog um den ganzen Erdball. Moskau, Freiburg, Paris, Berlin, Tokio, New York – überall war er zu Hause ...

Tinguelys steile internationale Karriere begann 1953 in Paris. Schrott und Elektromotoren wurden zu seinen wichtigsten Arbeitsmaterialien. «Heureka», sein erstes Monumentalwerk, erhielt und erhielt an der Schweizerischen Landesausstellung 1964 die Gemüter. Inzwischen faszinieren seine Maschinenplastiken (Schauspiel und Geräuschsinfonie zugleich) weltweit ein Millionenpublikum. Daß er Briefmarken entwarf, ist ein erstaunlicher Gegensatz, durch den er auch bei den Philatelisten in bester Erinnerung bleiben wird.



Foto nr.: 11



Die einzige Kogge, die von der legendären Hanseflotte erhalten blieb, ist in Bremerhaven zu besichtigen. Das ist jedoch nur eine der Sehenswürdigkeiten im Bundesland Bremen ...

Zu den bedeutenden Wahrzeichen Bremens gehören die Bremer Stadtmusiken. Gerhard Marcks schuf nach dem Märchen der Brüder Grimm jene bekannte Plastik, die 1952 an der Westseite des Rathauses befestigt wurde. Nach der Lebensweisheit «Doppelt hält besser» haben sich die Bremer gleich noch ein – ebenfalls weltberühmtes – Stadtsymbol einfallen lassen: «Roland, der Riese am Rathaus zu Bremen», wie Friedrich Rückert 1816 schrieb, gilt als ein Garant für die Freiheit Bremens. Der Volksmund sagt aber auch, wenn der zehn Meter große Riese nicht mehr existiere, werde die Freie Hansestadt an der Weser ihre Freiheit verlieren. Damit das niemals

geschieht, soll es (im Ratskeller eingelagert) einen «Ersatzroland» geben. Aber das ist nur eine Vermutung. Kein Gericht ist jedoch die Tatsache, daß die Bremer ihren Marktplatz, auf dem auch der 600 Jahre alte «Roland» steht, liebevoll «Ihre gute Stube» nennen – mit Recht, könnte man als Besucher sagen, denn hier finden wir die schönsten Bauwerke Bremens. Da wäre das gotische Rathaus mit der prächtigen Fassade aus der Zeit der Weserrenaissance zu nennen, dann der tausendjährige Dom, der Schütting, das Haus der Kaufleute, die vielen schmucken Bürgerhäuser aus verschiedenen Epochen und das Haus der Bürgerschaft, in dem seit 1966 das Parlament des Landes Bremen tagt.

Ausgerechnet ein Totschlag führte zu Bremens erster aktenkundiger Nennung. Es war zur Zeit des Sachsenaufstands (782) gegen Karl den Großen. Die Bewohner der Fischer- und Fahrleutesiedlung hatten den Priester Gerval totgeschlagen, was ihre heftige Abneigung gegen das Christentum dokumentierte. Später sollte das allerdings anders werden: Im 11. Jahrhundert begaben sich von Bremen aus Missionare nach Skandinavien, um dort das Christentum zu verbreiten, und Bremer Kaufleute, die ihre Waren anboten, schlossen sich ihnen an.

Im Jahre 1358 trat Bremen dem Bund der Hanse bei. Der letzte Hansetag wurde im 17. Jahrhundert abgehalten. Im Rahmen der Feierlichkeiten wurden Lübeck, Hamburg und Bremen beauftragt, die Rechte der Hanse fortan wahrzunehmen – was bis auf den heutigen Tag geschieht, wenn auch nur noch in repräsentativer und traditioneller Form. Überhaupt bestimmt die Tradition häufig die Denk- und Handelsweise der Bremer. Ein Beispiel dafür gibt die Böttcherstraße. Sie ist das Werk des Kaffee-kaufmannes Böttcher, der hier in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts ein Zentrum niederdeutscher Kunst und Kultur erbaute. Leider blieb von der alten Handwerkergasse nur das Roselius-Haus von 1588 stehen, in dem sich heute ein Museum befindet. Die ungewöhnliche Architektur der zunächst umstrittenen Straße ist vor allem ein Werk des Bildhauers und Baumeisters Bernhard Hoetger (1874 bis 1949). Von der Böttcherstraße (sie hieß im Mittelalter Hellingstraat) ist es nicht weit bis an die Weser. Dort wurden bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts nur die kleineren Handelschiffe abgefertigt, weil die Weser stark versandet war. Schon im 16. und 17. Jahrhundert mußte ein künstlicher Hafen in Vegesack gebaut werden, der heute be-



Foto nr.: 12



Brandenburg, früher wegen seines wenig fruchtbaren Bodens als «Streusandbüchse des Heiligen Römischen Reiches» bezeichnet, zählt heute mit seinen Naturschönheiten zu den interessantesten Gebieten Deutschlands

Heute gehört Brandenburg mit rund 2,7 Millionen Einwohnern zu den am dünnsten besiedelten Flächen Deutschlands. Weil Brandenburg durch seinen sandigen Grund mit Kiefernwäldern und entwässerten Sümpfen alles andere als gute Bedingungen für die Landwirtschaft bot, nannte man diesen Landstrich (der als Kernland Preußens zur Keimzelle Deutschlands wurde) einst «Streusandbüchse des Heiligen Römischen Reiches». Die Menschen heißen «Märker». Diesen Begriff sollte man sich gut einprägen.

denn garantiert verwechselt man ihn sehr schnell mit den «Altmärkern», die jedoch westlich der Elbe, in Sachsen-Anhalt, beheimatet sind. Und dann gibt es noch die «Neumärker», die tatsächlich einmal richtige Brandenburger waren. Das Land Neumark, es liegt östlich der Oder, gehört heute zu Polen. Darum hat es möglicherweise auch einen anderen Namen erhalten. Sicherheitshalber sollte hier noch auf Neubrandenburg hingewiesen werden. Das ist nicht etwa ein neuer Vorort von Brandenburg, sondern eine Stadt in Mecklenburg-Vorpommern. Wer das nun alles behalten hat, kann sich jetzt wieder ein wenig erholen, denn nun wird von der Schönheit des Landes die Rede sein.

Wenn es von Theodor Fontane so genannt wird, kann man sich vorstellen, wie schön dieses Land sein muß, denn er hat wie kein anderer eindrucksvolle Landschaftsbeschreibungen in seinen literarischen Werken eingearbeitet und damit sich und Brandenburg über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt gemacht. Zwischen 1862 und 1882 gab Fontane vier Bücher heraus, in denen er Wanderungen durch sein geliebtes Heimatland beschrieb. 1969 bildete die DDR-Post Fontanes Porträt auf einer 40-Pfennig-

Marke ab. Sie erschien in der Motiv-Serie «Bedeutende Persönlichkeiten».

Aber auch der Dramatiker Heinrich von Kleist und der Baumeister Karl Friedrich Schinkel dürfen in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben. Schinkel lebte und arbeitete die meiste Zeit für den Preußen-König in Berlin. Auch ihm wurden zahlreiche Briefmarken mit Berliner Motiven gewidmet. Das architektonische Erstlingswerk Schinkels, die Erweiterung eines kleinen Schlosses im Park von Neuhardenberg (zu DDR-Zeiten «Marxwalde» genannt), wurde auf einer 15-Pfennig-Briefmarke abgebildet und in der Bautenserie von 1969 ist u.a. die Potsdamer Nikolaikirche dargestellt, die Schinkel in den Jahren 1830 bis 1837 erbaute.

Um die Vielseitigkeit der Mark Brandenburg zu schildern, bedarf es eigentlich nur der Briefmarkenausgaben, die sehr reichhaltig und besonders hübsch gestaltet sind und viele wichtige Gebiete dieses Landes zeigen. Da wird zum Beispiel die in Europa einmalige Auenlandschaft des Spreewaldes bedacht, die mit ihren zahligen Verästelungen der Spree heute von jährlich einer Million Menschen besucht wird. Auf einer 10-Pfennig-Marke wurde das Natur- und Landschaftsschutz-



Foto nr.: 13



Hamburg

Mehr als 2,5 Millionen Menschen leben im Einzugsgebiet von Hamburg, das damit zu den wichtigsten Wirtschaftsregionen Deutschlands gehört. Bereits vor über 800 Jahren öffnete der Hafen den Hamburgern das «Tor zur Welt».

Hamburgs Ursprung reicht bis ins frühe 8. Jahrhundert zurück. Damals siedelten slawische Obotriten am Ostufer der Alster, nicht weit von der Mündung des Flüschners in die Elbe. Etwa ein Jahrhundert später wurde hier die Hammaburg errichtet, die Sitz von Erzbischof Ansgar, dem «Apostel des Nordens» war. Die Elbe hatte erst im 12. Jahrhundert für Hamburg größere Bedeutung durch den expandierenden Handel sowie durch das «Barbarossa-Privileg», das Kaiser Friedrich Barbarossa kurz vor seiner Abreise ins Heilige Land (von wo er

nicht wieder zurückkehren sollte) am 7. Mai 1189 in Neuburg an der Donau unterzeichnete. Mit diesem unbezahlbaren Dokument bewilligte er den Hamburgern eine Reihe Sonderrechte, was ihnen die Möglichkeit gab, das Tor zur Welt weit aufzustoßen. An diesem Tag feiert Hamburg in jedem Jahr Hafengeburtstag. Der erste Hafen Hamburgs war klein. Es war ein Mündungsarm der Alster, das heutige Nikolaifleet.

Heute ist die Freie und Hansestadt Hamburg nach ihrer Verfassung ein Land der Bundesrepublik Deutschland. Gleichzeitig ist Hamburg mit seinen 1,6 Millionen Einwohnern die zweitgrößte Stadt Deutschlands, die weit über ihre Grenzen hinaus eine Metropolifunktion ausübt. Innerhalb der Wirtschaftsregion Hamburg leben über 2,5 Millionen Menschen. Hamburg bietet eine vielschichtige Lebensqualität, die den unterschiedlichsten Ansprüchen mit allen nur denkbaren Nuancen und Attitüden gerecht werden kann. Mitten in der Stadt liegt die weitläufige Alster, ein Fluss, der sich zu einem See ausweitet, mit vielen kleinen Armen und stillen, beschaulichen Ansichten, die sich dem Betrachter ganz besonders reizvoll vom Ruderboot aus darbieten. Zwischen viel Grün immer wieder die alten, mit viel Liebe und Geld restaurierten Städ-

häuser aus der Zeit der Jahrhundertwende. Früher reichten die Grundstücke der Hamburger Kaufleute bis an die Alster. Nach dem Zweiten Weltkrieg sorgte der damalige Bürgermeister Max Brauer dafür, daß die letzten privaten Gärten der Villen nicht mehr direkt an das Wasser heranreichen durften, sondern vielmehr ein breiter Gürtel als Wanderweg der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen müsse. Damit kann die Alster aus vielerlei Perspektiven betrachtet werden. Auf glitzernder Wasseroberfläche tummeln sich an sonnigen Tagen weiße Segelschiffe vor den Prachtbauten der großen Luxushotels und den großen Kaufmannshäusern in der Innenstadt, die eine besonders reizvolle Kulisse darstellen. Und immer wieder Blumen, gepflegter Rasen und alter Baumbestand mit mächtigen Bäumen und lauschigen Plätzen hinter dichten Hecken und Büschen. Mitten in der Stadt befindet sich eine riesige Parklandschaft.

Ganz sicher wäre Hamburg nicht zu dieser Blüte aufgestiegen, besäße es nicht den Hafen mit seiner großen wirtschaftlichen Bedeutung für die Stadt. Er ist auch heute noch die Nr. 1 in Deutschland, so, wie seit 800 Jahren. Viele große «Pötte» wie etwa das englische Passagierschiff «Queen Elizabeth II.» können hier anlegen. Im Frachtbereich



Foto nr.: 14





Foto nr.: 15

Der laufende Vierjahreszyklus 1991-1994 der Pro-Juventute-Briefmarken steht unter dem Motto «Der Wald – Lebensraum für die Jugend». Er soll dazu beitragen, den Blick für die wichtige, aber bedrohte Lebensgrundlage Wald zu schärfen. Dieses Jahr geht es um die Waldbäume.

Wir durchstreifen die Wälder zu jeder Jahreszeit. Im Frühjahr freuen wir uns über das Erwachen der vielen Frühblüher und über das Hervorbrechen des frischen Laubs. Im Sommer genießen wir die Kühe im Schatten des mächtigen Kronendaches. Der herbstliche Laubwald bringt bunte Farben in allen Abstufungen hervor. Im Winter

beeindruckt uns die Stille und oft auch die Verzauberung durch den Schnee. Viele Menschen suchen in den Wäldern Ruhe, Entspannung und Erholung. Ohne Wälder wäre unser Leben um vieles ärmer.

Jeder Wald bildet für sich eine geschlossene Lebensgemeinschaft. Sie umfasst alle Pflanzen und Tiere, die innerhalb dieses Lebensraumes vorkommen, von den riesigen Bäumen bis zum winzigen Bakterium in der Erde. Die vielfältigen Beziehungen zwischen den Bewohnern dieser Gemeinschaft und ihre gegenseitige Abhängigkeit sind kompliziert und nur schwer durchschaubar. Daher war es auch so schwierig, die Ursachen des in den letzten Jahren akut gewordenen Absterbens der Waldbäume herauszufinden. Unsere Bäume geraten aus verschiedenen Richtungen gleichzeitig in die Klemme. Die Schadstoffe aus der Luft wirken als saurer Regen direkt auf das Blattwerk ein und schädigen schließlich alle Organe des Baumes. Der ständige Säureeintrag in die wurzelnahen Erdschichten vernichtet Bodenlebewesen. Im Boden gebundene Metalle werden durch die Säure freigesetzt und schädigen das Feinwurzelwerk. Dadurch kann der Baum nicht mehr genügend Wasser und Nährstoffe aufnehmen. Er wird stark geschwächt und stirbt allmählich ab – ein Prozeß, der zusätzlich durch Trockenheit und Frost beschleunigt wird. Das komplexe Problem läßt sich nicht mit wenigen einzelnen oder halbherzigen Maßnahmen lösen. Es braucht vielmehr ein ganzes Paket von Maßnahmen, das kompromißlos verwirklicht wird und das die Schadstoffbelastung wesentlich unter das Niveau von 1990 zu drücken vermag. Alles andere kann den Wald auf lange Sicht hinaus nicht retten ...

Einer der bekanntesten Bäume unseres Waldes ist die Rotbuche. Es ist die einzige in Mitteleuropa heimische Buchenart. Der Stamm mit seiner grauen, glatten Rinde wird bis 30 Meter hoch und erreicht eine Dicke von 1,5 Metern. Die Blätter sind spitz-eiförmig. Sie haben eine dunkelgrüne Oberseite und eine hellere Unterseite. Die weiblichen Blüten bilden kugelige, hängende Kätzchen, während die männlichen jeweils zu zweien in aufrechten Köpfchen sitzen. Bucheckern nennt man die Früchte. Es sind scharf dreikantige, glänzend braune Nussfrüchte, reich an Öl, Stärke und Eiweiß. Sie enthalten jedoch auch Saponin, weshalb sie leicht giftig sind. Das Holz der Rotbuche ist gelblich-weiß, hart und zäh, verzerrt sich aber gerne. Es wird als Bauholz und zur Möbelherstellung verwendet.

Rotbuche (Fagus sylvatica)



Rotbuche

Pro Juventute
Marken
1992

Ersttagsbrief



Foto nr.: 16



Pro Juventute 1992

Spitzahorn (*Acer platanoides*)

Seine charakteristischen Doppel-Samen wirbeln durch die Luft wie kleine Spielzeug-Helikopter. Im Herbst zeigt er sich von seiner schönsten Seite: Die Blätter verfärbten sich zuerst gelb und werden dann leuchtend rot. Sie tragen damit viel zur Schönheit des herbstlichen Waldes bei.

Der Spitzahorn ist überall im klimatisch gemäßigten Teil Europas bis zum Kaukasus und zum Ural heimisch. Auch er kann eine Höhe von 30 Metern erreichen. Seine Rinde besteht aus schwärzlicher, längsrissiger und nicht abblätternder Borke. Die Krone dieses Baumes ist groß und dicht, die Blätter sind handförmig und enthalten einen

Milchsaft. Die einzelnen Blattfinger laufen spitz aus, was dem Baum seinen Namen gegeben hat. Die Blüten tragen gelbgrüne Kronblätter und bilden fast aufrechte, reichblütige kurze Doldentrauben. Die charakteristischen Spaltfrüchte setzen sich aus jeweils zwei einseitig geflügelten Teilfrüchten zusammen, die vom Wind über weite Strecken weggewirbelt werden können. Den Spitzahorn findet man in Laubmischwäldern, aber oft auch als Park- oder Alleebaum. Das weiße, harte, aber elastische Holz wird für Furniere im Möbelbau, beim Streichinstrumentenbau sowie für Schnitz- und Drechslerarbeiten verwendet.

Wälder können große Wassermengen speichern. Bei starken Regenfällen gibt das Kronendach das Wasser an die Strauchschicht ab, die es ihrerseits zur Kraut- und Moosschicht weiterführt. Viele Tropfen bleiben an den Blättern, Nadeln und Zweigen hängen und verdunsten. Moospolster vermögen sich gleich einem Schwamm mit Wasser vollzusaugen. Ein Teil des Wassers versickert im lockeren Waldboden und verbleibt in der Humusschicht. Ein anderer Teil dringt tiefer, trifft auf lehmige, wasserundurchlässige Schichten und tritt in Mulden als Waldquelle wieder hervor. Während Acker- und Weideböden nur wenig Wasser

aufnehmen und viel davon oberflächlich ablaufen, speichern gute Waldböden große Mengen davon. Wälder wirken daher im Wasserhaushalt ganzer Täler ausgleichend. Aus Gewinnsucht wurden in den vergangenen Jahrhunderten Wälder großer und kleiner Bergtäler abgeholt. In der Folge stürzten fast nach jedem Unwetter von den entblößten Berghängen wilde Wasser ins Tal und trugen dabei die spärliche Erde mit. Die Wildbäche vereinigten sich im Haupttal zu einem reißenden Fluss, der die fruchtbaren Felder verheerend mit Schutt und Schlamm überzog. Danach mussten Hunderte von Millionen für Wildbachverbauungen und für die Aufforstung ausgegeben werden – oft nicht einmal mit Erfolg. Was vor Jahrhunderten so leichtsinnig zerstört worden war, konnte vielfach trotz erheblicher Anstrengungen nicht wieder aufgebaut werden. Wälder, die im Einzugsgebiet von Wildwassern liegen und solche, die Schutz gegen Lawinen, Stein- oder Eisschläge, Erdrutsche und schädliche klimatische Einflüsse bieten, bezeichnet man als Schutzwälder. Sie müssen unbedingt erhalten bleiben, denn viele Bergtäler wären kaum bewohnbar, wenn Dörfer, Einzelhöfe, Ställe, Felder und Wege nicht im Schutze dieser Waldungen stünden.



Foto nr.: 17





Foto nr.: 18



Bald stehen sie wieder in den Stuben, in Gärten und auf Plätzen: die mit bunten Glaskugeln und Kerzen, mit Lametta, Nüssen und Engeln geschmückten Weihnachtsbäume. Und meist sind es kleinere oder größere Fichten, im Volksmund Rottannen genannt, denen diese ehrenvolle Aufgabe zukommt.

Die Fichte oder Rottanne gehört zur Gattung der Kieferngewächse. Sie kommt in über vierzig Arten auf der nördlichen Erdhalbkugel vor. Fichten sind immergrüne Nadelhölzer mit einzelnstehenden, spiraling um den Zweig gestellten Nadeln und hängenden Zapfen. Die Rottanne ist der wichtigste Waldbaum Nord- und Mitteleuropas.

Sie kann bis 60 Meter hoch und tausend Jahre alt werden. Die Krone ist spitz, die Bewurzelung flach und weitreichend, die Borke röthlich bis graubraun. Sie blättert in runden Schuppen ab.

Die Nadeln sind vierkantig, glänzend grün und stachelspitzig. Erdbeerförmige, zuerst rote, dann gelb werdende Kätzchen bilden die männlichen Blüten, die weiblichen befinden sich in den purpurroten bis grünen aufrechten Zapfen, die nach der Reifung braun werden und nach unten zu hängen beginnen. Fichtennadeln liefern einen Extrakt, der als Badeszusatz verwendet werden kann, das Harz dient als Rohmaterial für Terpentinöl und für Kolophonium (Geigenharz). Fichtenholz ist gelblichweiß, leicht und weich. Es wird als Möbelholz, Bauholz und Papierholz verwendet.

Der moderne Waldbau strebt heute einen möglichst natürlichen Wald an, in dem verschiedenartige Nadel- und Laubbäume gemischt vertreten sind. Noch vor hundert Jahren ging man andere Wege, war man doch darauf bedacht, aus den Wäldern einen möglichst großen Nutzen zu ziehen. Ganze Flächen wurden kahlgeschlagen. Darauf pflanzte man aus Tännchenschulen Bäumchen in Reih und Glied. In tieferen Lagen wurden meist nur Fichten angebaut,

die sich später gut verkaufen ließen. Durch diese Methode wuchsen gleichaltrige Bäume heran, die nach 60 bis 80 Jahren wieder gleichzeitig geschlagen werden konnten. Nach Jahren und Jahrzehnten zeigten sich jedoch schwerwiegende Folgen dieser einseitigen Waldbaumethode. Die Kahlschläge erwiesen sich als einschneidende Eingriffe in das biologische Gleichgewicht der Wälder. Die Kronen der gleichaltrigen Bäume schlossen sich so dicht, daß weder die Strauch- noch Krautschicht richtig aufzukommen vermochte und eine natürliche Verjüngung ausblieb. Anstelle der Laubstreu fiel nur noch Nadelstreu, die zur Versauerung des Bodens führte, weil Pilze und Bakterien die Nadeln nur schwer abbauen können. Auch versuchten alle Fichten, in gleicher Höhe ihre Kronen und in gleicher Tiefe ihre Wurzeln auszubreiten, wodurch sie sich gegenseitig beeinträchtigten. Häufig steckten Pilzkrankheiten die Bäume an, und in trockenen Sommern breitete sich der Borkenkäfer massenhaft aus, der viele Bäume zum Absterben brachte. Kahlschlagsflächen mit gleichaltrigen Bäumen verschwinden deshalb zusehends, weil man aus den oben angeführten Gründen wieder zu einer möglichst natürlichen Waldwirtschaft mit gemischtem Baumbestand zurückgekehrt ist.



Foto nr.: 19



Weil die Stiftung Pro Juventute dieses Jahr ihr 80jähriges Bestehen feiert, gab sie neben der üblichen Viererserie eine Weihnachtsmarke heraus. Das hierfür geschaffene Motiv stellt Melchior dar, einen der Heiligen drei Könige, die laut christlicher Überlieferung dem Kometen nach Bethlehem folgten.

Ob es tatsächlich Könige waren, die in Bethlehem das Christkind fanden, ist sehr ungewiß. Sie brachten jedoch Gaben mit, die damals als königlich galten: Gold bedeutete Weisheit des Königs, Weihrauch Opfer und Myrrhe die Kraft der Selbstbeherrschung. Im Matthäus-Evangelium ist von Magiern die Rede. Das waren zu jener

Zeit sternkundige Priester aus östlich von Israel gelegenen Ländern, auch die «Weisen aus dem Morgenland» genannt. Ihre Namen bekamen sie erst später; in einer frühchristlichen Erzählung «taufte» man sie Kaspas, Melchior und Balthasar und machte sie zu Bischöfen. Die Legende, daß es Könige waren, fand allerdings bei vielen Gläubigen Anklang. So feiert man am 6. Januar das Dreikönigefest, backt den Dreikönigskuchen mit der Krone und der versteckten Figur, oder man begibt sich zum Sternsingang auf die Runde durchs Dorf.

Zahlreiche Geschichten erzählen von der Reise der drei Suchenden. In der folgenden begeben wir uns zuerst in ein Land östlich von Israel. Es mag Arabien, Mesopotamien oder gar Indien gewesen sein. Dort finden wir einige gelehrte Männer, die sich mit den hebräischen Schriften beschäftigen und im Westen einen merkwürdigen neuen Stern entdeckt haben. Sie wollen hinreisen, um die Sache näher zu untersuchen. Es sind gebildete Leute, Ratgeber, Philosophen, reich und angesehen. Der Weltherrscher, der in den jüdischen Geschichtsbüchern angekündigt wird, kann ihnen nicht gleichgültig sein. Also machen sie sich auf, ausgerüstet mit Tieren, besten Reiseutensilien und reichen Geschenken.

Pro Juventute 1992

König Melchior

Tagsüber, wenn die Sonne brennt, ruhen sie, aber nachts folgen sie dem neu entdeckten glitzernden Stern. Endlich bleibt dieser beinahe über ihren Hauptern stehen, ein Zeichen, daß sie dem Ziel nahe sind. In Jerusalem erkundigen sie sich bei den Priestern und weisen Männern nach dem neugeborenen König der Juden. Aber sie erfahren nichts, was ihnen weiterhelfen könnte, und verlassen die Stadt.

Wie es Abend wird, erscheint wieder der seltsame Stern. Sein Lichtstrahl fällt zwischen den Hügeln auf das Dach einer unscheinbaren Hütte, so daß es glänzt. Dahin wenden die Reisenden mit Tieren und Gepäck ihre Schritte und finden tatsächlich einen vor kurzem geborenen Säugling. Das ist bestimmt das Kind, das sie suchen! Alles spricht dafür: die feierliche Atmosphäre, der leuchtende Stern, die demütigen Eltern Maria und Josef – und nicht zuletzt die Sprache ihres eigenen Herzens. Nun knien sie vor dem Kinde nieder und beten es an. Dann öffnen sie eifrig ihre Gepäckstücke und entnehmen ihnen die kostbaren Geschenke, den Weihrauch und die Myrrhe und legen alles in die Hände Josefs. Nach kurzer Rast nehmen sie Abschied und machen sich beglückt auf die weite Reise zurück in ihr eigenes Land.

**König
Melchior**

Pro Juventute
Marken
1992
Ersttagsbrief





Foto nr.: 20





Foto nr.: 21





IHRE KOLLEKTION, UNSERE LEIDENSCHAFT.

Foto nr.: 22





Foto nr.: 23

Weihnachten 1992

Die Gemeinde Triesen, im Liechtensteiner Oberland zwischen Balzers und der Residenz Vaduz gelegen, liefert die drei feierlichen Motive für die Weihnachtsmarken 1992 des Fürstentums Liechtenstein. Sie zeigen die St. Mamertuskapelle, ein Weihnachtskrippen-Relief sowie die ehrwürdige St. Maria-Kapelle.

Die Kapelle St. Mamertus auf der Terrasse über der Gemeinde Triesen ist das erste Motiv der drei Weihnachtsmarken. Triesen blickt auf eine lange Besiedlungsgeschichte zurück. Im Mittelalter war das Dorf eine der bedeutendsten Siedlungen auf dem Gebiet des heutigen Fürstentums Liechtenstein. Zur Zeit der Christianisierung, als St. Luzi in Chur wirkte und der

heilige Gallus von Norden her das heutige St. Gallen erreichte, entstand in Triesen vermutlich bald einmal eine Pfarrei. Auf der Anhöhe, wo die heutige St. Mamertuskapelle steht, soll sich die erste Pfarrkirche des Dorfes befunden haben. Bei Grabungen stieß man südlich und westlich der Kapelle auf einen alten Friedhof. Zudem wurde ersichtlich, daß auf dem Gelände ein Gebäude gestanden hatte, das von einer dicken Mauer umgeben war. Daß die Kapelle dem heiligen Mamertus geweiht wurde, ist eigenartig, denn dieser kommt sonst in der gesamten Diözese Chur als Kirchenpatron nicht vor. Der Grund liegt vermutlich in der Lokalgeschichte Triesens.

Der zweite Markenwert zeigt die Weihnachtskrippe aus der Triesener Pfarrkirche St. Gallus. Sie ist ein Werk des aus dem Südtirol stammenden, sehr talentierten Kunstdoktoren Johannes Troyer, der später aufgrund dieses gelungenen Werkes mehrere kirchliche Aufträge erhielt und sich daneben auch als Briefmarkengestalter einen Namen machte.

Krippen sind vor allem Darstellungen der Ereignisse der Weihnachtsnacht mit frei beweglichen Figuren. Neben aufwendig gestalteten Kirchenkrippen ist eine Vielzahl kleinerer Hauskrippen verbreitet. Solche Darstellungen kamen vor allem

durch die Krippenfeier des heiligen Franz von Assisi im Jahre 1223 in Mode. Im Laufe der Geschichte entwickelten sich verschiedene Stilrichtungen. Die prächtigen Barockkrippen mit allerlei kunstfertigen Mechanismen und einem Heer von Figuren wandelten sich im Rokoko durch den Einbezug von Nebeneignissen zu wahren Miniatur-Volkstheatern. Dies führte in der Zeit der Aufklärung zu einer Gegenreaktion, und teilweise kam es sogar zu Krippenverboten.

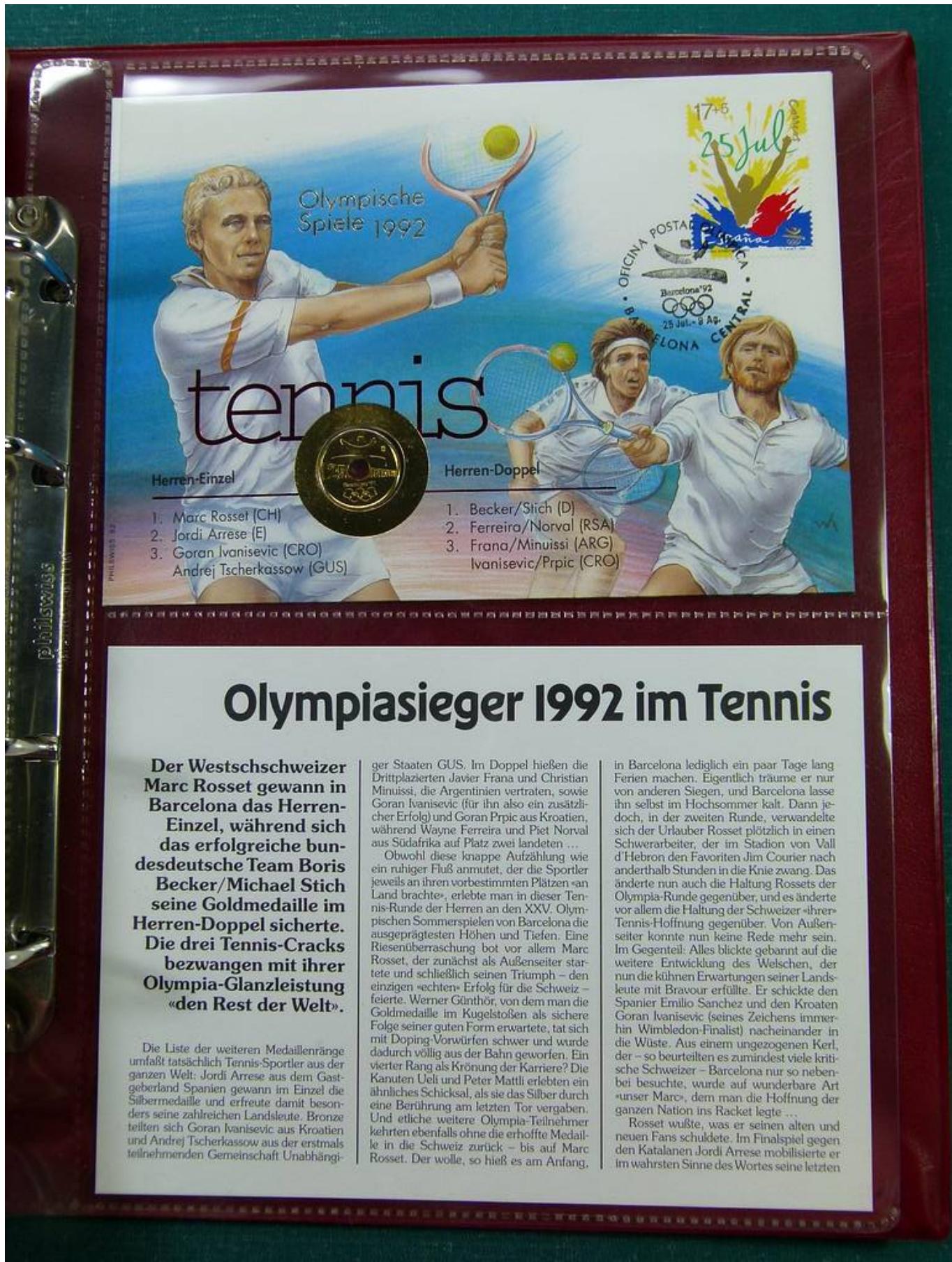
Die ungefähre Entstehungszeit der Marienkapelle kann indirekt aus zwei Urkunden ermittelt werden. In Chur, wo jetzt das Priesterseminar steht, lag im 12. Jahrhundert das Prämonstratenserkloster St. Luzi. Dessen Gründung erfolgte im Jahre 1140 durch Bischof Konrad I. von Chur. In einer Urkunde von 1209 bestätigte Papst Innozenz III. dem Kloster St. Luzi verschiedene Güter, darunter auch einen Hof in Eschen und einen Hof zu Trischun. Von einer Kapelle war hier noch nicht die Rede. Am Samstag vor dem Gallustag 1414 stellte ein gewisser Klaus Brunner dem Probst von St. Luzi einen Revers aus über ein Gut, das zur Kapelle unsre Liebe Frau zu Triesen gehörte. Dies ist die älteste Erwähnung der Marienkapelle. Sie muß also zwischen 1209 und 1414 gebaut worden sein.

Weihnachten 1992





Foto nr.: 24



Der Westschweizer Marc Rosset gewann in Barcelona das Herren-Einzel, während sich das erfolgreiche bundesdeutsche Team Boris Becker/Michael Stich seine Goldmedaille im Herren-Doppel sicherte. Die drei Tennis-Cracks bezwangen mit ihrer Olympia-Glanzleistung «den Rest der Welt».

Die Liste der weiteren Medaillenränge umfaßt tatsächlich Tennis-Sportler aus der ganzen Welt: Jordi Arrese aus dem Gastgeberland Spanien gewann im Einzel die Silbermedaille und erfreute damit besonders seine zahlreichen Landsleute. Bronze teilten sich Goran Ivanisevic aus Kroatien und Andrej Tschirkassow aus der erstmals teilnehmenden Gemeinschaft Unabhän-

ger Staaten GUS. Im Doppel hießen die Drittplatzierten Javier Frana und Christian Minuissi, die Argentinien vertraten, sowie Goran Ivanisevic (für ihn also ein zusätzlicher Erfolg) und Goran Prpic aus Kroatien, während Wayne Ferreira und Piet Norval aus Südafrika auf Platz zwei landeten ...

Obwohl diese knappe Aufzählung wie ein ruhiger Fluss anmutet, der die Sportler jeweils an ihren vorbestimmten Plätzen «Land brachte», erlebte man in dieser Tennis-Runde der Herren an den XXV. Olympischen Sommerspielen von Barcelona die ausgeprägtesten Höhen und Tiefen. Eine Riesentherraschung bot vor allem Marc Rosset, der zunächst als Außenseiter startete und schließlich seinen Triumph – den einzigen «echten» Erfolg für die Schweiz – feierte. Werner Günthör, von dem man die Goldmedaille im Kugelstoßen als sichere Folge seiner guten Form erwartete, tat sich mit Doping-Vorwürfen schwer und wurde dadurch völlig aus der Bahn geworfen. Ein vierter Rang als Krönung der Karriere? Die Kanuten Ueli und Peter Mattli erlebten ein ähnliches Schicksal, als sie das Silber durch eine Berührung am letzten Tor vergaben. Und etliche weitere Olympia-Teilnehmer kehrten ebenfalls ohne die erhoffte Medaille in die Schweiz zurück – bis auf Marc Rosset. Der wollte, so hieß es am Anfang,

in Barcelona lediglich ein paar Tage lang Ferien machen. Eigentlich träume er nur von anderen Siegen, und Barcelona lasse ihn selbst im Hochsommer kalt. Dann jedoch, in der zweiten Runde, verwandelte sich der Urlauber Rosset plötzlich in einen Schwerarbeiter, der im Stadion von Vall d'Hebron den Favoriten Jim Courier nach anderthalb Stunden in die Knie zwang. Das änderte nun auch die Haltung Rossets der Olympia-Runde gegenüber, und es änderte vor allem die Haltung der Schweizer «Ihren-Tennis-Hoffnung» gegenüber. Von Außenseiter konnte nun keine Rede mehr sein. Im Gegenteil: Alles blickte gebannt auf die weitere Entwicklung des Welschen, der nun die kühnen Erwartungen seiner Landsleute mit Bravour erfüllte. Er schickte den Spanier Emilio Sanchez und den Kroaten Goran Ivanisevic (seines Zeichens immerhin Wimbledon-Finalist) nacheinander in die Wüste. Aus einem ungezogenen Kerl, der – so urteilten es zumindest viele kritische Schweizer – Barcelona nur so nebenbei besuchte, wurde auf wunderbare Art «unser Marc», dem man die Hoffnung der ganzen Nation ins Racket legte ...

Rosset wußte, was er seinen alten und neuen Fans schuldete. Im Finalspiel gegen den Katalanen Jordi Arrese mobilisierte er im wahrsten Sinne des Wortes seine letzten